

JESSICA
STIRLING

Die STÜRME des HIMMELS

Familiensaga



Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Teil I – Sylvie

1

2

3

4

5

6

7

8

Teil II – Rebecca

9

10

11

12

Teil III – Maeve

13

14

15

16

17

Teil IV – Gowry

18

19

Teil V – Sylvie

20

21

22

23

Teil VI – Gowry

24

25

Teil VII – Maeve

26

Weitere Titel der Autorin

Die McCulloch-Trilogie

Band 1: Die Melodie der Wellen

Band 3: Die Träume des Windes

Die Patterson-Schwestern

Band 1: Sturm über Schottland

Band 2: Die Schwestern aus Balnesmoor

Band 3: Die Früchte der Erde

Die Highland-Schwestern

Band 1: Die Frauen von der Insel

Band 2: Im Schatten der Stürme

Band 3: Die Insel der Zuversicht

Über dieses Buch

Mitreißender Familienroman um große Gefühle in einer Zeit des Aufruhrs

Dublin, Anfang des 20. Jahrhunderts: Sylvie und Gowry McCulloch führen ein geruhssames Leben, auch wenn es häufig zwischen beiden kriselt. Doch die Zeichen der Zeit stehen auf Sturm, und als eines Tages der Journalist Francis »Fran« Hagarty in ihr Leben platzt, wird alles anders. Gowry entdeckt, dass Fran heimlich Waffen schmuggelt, und wird unfreiwillig in dessen Machenschaften verwickelt. Sylvie aber fühlt sich vom irischen Freiheitskämpfer und seinem abenteuerlichen Leben magisch angezogen – und lässt sich auf eine heimliche Affäre mit ihm ein ...

»*Die Stürme des Himmels*« ist ein in sich abgeschlossener Roman und zugleich der zweite Teil der historischen Familiensaga über die Familien Franklin und McCulloch. Nächster und letzter Band der Trilogie: »*Die Träume des Windes*«.

Über die Autorin

Jessica Stirling ist ein Pseudonym, unter dem Hugh Crauford Rae (1935-2014) erfolgreich Liebesgeschichten und historische Familiensagas veröffentlicht hat. In Glasgow geboren, arbeitete Rae nach der Schule vierzehn Jahre lang in einer Buchhandlung, bevor er sich auf das Schreiben konzentrierte. Als Jessica Stirling hat Rae zunächst zusammen mit der befreundeten Autorin Peggy Coghlan gearbeitet. Nach einigen Jahren zog sich Coghlan altersbedingt zurück, und Rae schrieb fortan mit Coghlands Zustimmung allein unter dem Pseudonym Jessica Stirling weiter. Er war Präsident der Scottish Association of Writers und hat Kurse in Kreativem Schreiben an der Universität Glasgow gegeben. Bis zu seinem Tod am 24. September 2014 hat er über siebzig Romane veröffentlicht, die meisten unter Pseudonymen.

JESSICA STIRLING

Die Stürme des HIMMELS

Aus dem Englischen von
Cécile G. Lecaux



beHEARTBEAT

Digitale Originalausgabe

»be« – Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Für die Originalausgabe:

Copyright © 1985 by Jessica Stirling

Titel der englischen Originalausgabe: »Shamrock Green«

Originalverlag: Hodder & Stoughton

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2008/2019 by Bastei Lübbe AG, Köln

Covergestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de

unter Verwendung von Motiven

© AdobeStock: photoenthuasiast | vitx

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-6482-8

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

*Zum Gedenken an meinen Großvater
Soldat David McNair
7. Bataillon Gordon Highlanders
Hazebrouck, 14. April 1918
sowie
natürlich mit Liebe für Theresa*

Teil I

Sylvie

1

Das erste Mal begegnete sie ihm an einem Sonntagnachmittag im Juli, nur wenige Tage vor Ausbruch des Krieges. Sie war draußen und fütterte die Hühner, als sie durch den Torbogen einen Hudson sah, der in Schräglage auf zwei Reifen in die enge Gasse einbog. Die Gasse schien viel zu schmal für das breite schwarze Automobil zu sein, und im ersten Moment dachte sie, Stoßstange, Scheinwerfer und sogar Kotflügel würden abgerissen und Turk Trotter auf dem Trittbrett an die Hauswand gekleistert. Aber dann landete der Wagen wieder auf allen vier Rädern und raste mit Riesengetöse auf den Hof.

Die Hennen stoben auseinander, und der Gockel schoss senkrecht in die Höhe wie ein Kampfhahn. Maeve oben auf der Kohlenkiste verlor vor Schreck das Gleichgewicht und kippte hintenüber, wobei sie den Fremden unfreiwillig einen Blick auf ihre Strümpfe und mädchenhaften Strumpfhalter gewährte. Aber die Männer waren von den Ereignissen dieses Tages derart aufgekratzt, dass sie weder für kleine Mädchen noch für deren Strümpfe auch nur einen Funken Interesse übrig hatten.

Turk sprang vom Trittbrett, stakste vom Auto weg, schnappte sich Maeve und wirbelte sie durch die Luft. »Bei Gott, denen haben wir heute eine Lektion erteilt, die gesessen hat«, rief er strahlend. »Stell dir vor, mein Schatz, wir sind doch wahrhaftig als erste irische Armee seit einhundert Jahren in Dublin einmarschiert!«

Sylvie beachtete weder Turk noch seine Prahlereien. Sie stand vor der Küchentür, und das Maismehl rann ihr in staubigen Rinnsalen durch die leicht geöffneten Finger, während sie durch das Wagenfenster den Fremden im Fond betrachtete. Sein Kopf ruhte auf dem Bauch ihres Schwiegervaters. Sein Mantel, ein langer grauer, fadenscheiniger Ulster, war um seine Beine gewickelt. Er hatte die Fäuste zwischen die Knie gesteckt und den Oberkörper leicht abgewandt, als schämte er sich vor ihr. Oben aus dem Kragen ragte ein schmales, bleiches Gesicht, und der Kragen selbst wurde nicht von einer Nadel, sondern von einem Beschlag Nagel gehalten. Die Krawatte, sofern man von einer solchen überhaupt sprechen konnte, erinnerte an ein altes Seil, auf dem ein Hund längere Zeit herumgekauht hatte. Vorn auf seinem Hemd sah Sylvie einen blattförmigen Blutfleck sowie frisches helles Blut zwischen den Falten seines Mantels.

»Was ist passiert?«, fragte sie.

Der junge Mann vorn neben Charlie auf dem Beifahrersitz beugte sich nach hinten und schimpfte: »Reiß dich um Himmels willen zusammen, Fran. Du machst ihr ja Angst.«

»Er blutet«, stellte Sylvie fest.

Der junge Mann auf dem vorderen Sitz war jünger als Charlie, der selbst gerade erst dem Knabenalter entwachsen war. Manchmal fiel es schwer, sich zu vergegenwärtigen, wie jung sie alle noch waren und dass es bis zu ihrem eigenen dreißigsten Geburtstag noch ein paar Jahre hin waren.

Turk trat hinter sie. Er schlang ihr einen Arm um die Taille und presste das Handgelenk an ihre Brust. Es störte Turk nicht weiter, dass sie Gowry McCullochs Frau war. Ob alt oder jung, hübsch oder unscheinbar, verheiratet oder ledig, Turk Trotter war das einerlei: Er war der jüngste Sohn eines Viehhändlers aus Wexford und hatte die derben

Manieren eines Bauernflegels. »Ich glaube, er hat sich eine Kugel eingefangen«, meinte er.

Daniel McCulloch lachte. Nervöses Gelächter war in den meisten Situationen das Einzige, was ihr Schwiegervater beizutragen hatte. Wäre er nicht ein fettleibiger alter Mann gewesen, sondern ein schlankes junges Mädchen, hätte er wohl in jeder Situation albern gekichert. »Klar hat er das. Wir alle wissen, dass es so ist«, sagte er.

»Kugel hin oder her, er blutet«, stellte Sylvie fest. »Bringt ihn rein.«

»Nein«, wehrte Charlie ab. »Für den Fall, dass er nicht durchkommt, ist es besser, wenn er im eigenen Bett ins Gras beißt.«

»Im eigenen Bett?«, fragte Turk. »Ist er denn noch auf dem Internat?«

»Er unterrichtet seit Jahren nicht mehr«, entgegnete Charlie.

»Dann bringt ihn heim zu seiner Frau«, meinte Turk achselzuckend.

»Zu seiner Frau! Witzbold! Falls du Maureen damit meinst, die hat ihn an die Luft gesetzt.«

»Was ist jetzt«, drängte Sylvie ungeduldig. »Wollt ihr ihn im Wagen verbluten lassen?«

Charlie mit seinen seidigen Haaren und den abstehenden Ohren zuckte hilflos mit den schmalen Schultern.

Der junge Mann stammte ganz offensichtlich auch vom Lande: Er hatte die gleiche sonnengebräunte Haut und strahlte die gleiche Furchtlosigkeit aus wie alle, die noch nicht lange in der Stadt waren.

»Als hätten wir nichts Wichtigeres zu tun, als uns Leute wie Fran Hagarty aufzuhalsen«, knurrte Charlie.

Turk nahm den Arm von Sylvies Taille und blickte auf den Abschnitt der Sperryhead Road, der durch den Torbogen hindurch zu sehen war.

Die Sonne stand bereits tief am westlichen Himmel. Der Schatten an der Mauer des Kaufhauses Watton's zeigte steil zu den Dachgiebeln hin, und die Rückseite des Hotels lag bereits vollständig im Dunkeln.

Charlie öffnete die Fahrertür, lehnte sich hinaus und warf einen Blick durch den Torbogen hinaus auf das noch sonnenbeschienene Kopfsteinpflaster. »Haben wir sie abgehängt?«, fragte er.

»Und ob wir das haben!«, entgegnete Turk bestimmt. »Die Polypen hatten gar keine Zeit, die Verfolgung aufzunehmen, bei den vielen Leichen, die auf dem Bachelor's Walk verstreut lagen.«

»Leichen?«, entfuhr es Sylvie schockiert. »Du meinst Tote?«

»Sie haben in die Menge geschossen«, entgegnete Turk.

»Die Soldaten«, ergänzte Charlie.

»Die King's Own«, erläuterte Turk. »Die sind nicht hinter uns her, die Schweine.«

»Wir wissen nicht, auf wen sie es abgesehen haben«, meinte Charlie. »Jedenfalls sollten wir nicht hier rumsitzen und darauf warten, dass sie uns erwischen.«

Der Kopf des Verwundeten ruhte jetzt auf dem ledernen Sitz. Ihr Schwiegervater war von ihm abgerückt und öffnete die Wagentür. Auf den Lippen des Verletzten war kein Blut zu sehen, aber seine Augen wirkten stumpf, als würde das, was das Leben ausmachte, langsam, aber sicher versiegen. Er blickte zu Sylvie auf. »Lass mich nur hier liegen«, sagte er leise. »Es geht mir ganz gut hier.«

»Einen Teufel werde ich tun«, entgegnete Sylvie und riss die Wagentür auf.

Daniel McCulloch, ihr Schwiegervater, war Sekretär der Bruderschaft von Erin, Charlie ein aktives Mitglied. Wenn Gowry unterwegs war, trafen sie sich mit Turk in der Hinterhofkneipe des »Shamrock« und schwangen die ganze Nacht große Reden. Sylvie interessierte sich nicht die

Bohne für Geheimbünde oder die Wirren der irischen Politik. Das ganze Geschwafel und sinnlose Getue überließ sie den Mannsbildern. Sie war nur auf einer großen Parade gewesen, drüben in Bodenstown, und auch das nur, weil Maeve unbedingt hatte hingehen wollen.

Maeve verstand es meisterhaft, ihre Eltern um den kleinen Finger zu wickeln, und da ihr Daddy einen Bus fuhr, den die Bruderschaft von Flanagan's gemietet hatte, hatte sie nicht einsehen wollen, warum sie und ihre Mam nicht mitfahren sollten. Sylvie hatte zwar keine große Lust verspürt, sich die flammenden Reden und Kapellen anzuhören, aber in Anbetracht des drohenden Krieges wollte sie doch mehr wissen über die Hintergründe. Vor allem interessierte sie, weshalb ihre angeheirateten Verwandten bereit waren, für ein Irland zu sterben, das ihr selbst ganz wunderbar erschien, so wie es war. Als sie dann jedoch in Bodenstown mit Maeve bei der Parade mitmarschiert war, hatte sogar sie etwas von dem Nationalstolz empfunden, der ihre Tochter so faszinierte. Gowry war im Bus geblieben. Er hatte die Füße hochgelegt, die Mütze tief in die Stirn gezogen, Kirschen aus einer Papiertüte genascht und dabei *Tit-Bits* gelesen, als ginge ihn das alles nichts an.

Für Sylvie war es ein unerwartet schöner Tag gewesen, ein Tag ohne Hotel, ohne Hühnerfüttern, ohne Speckbraten und ohne Sorge tragen zu müssen, dass Jansis auch ordentlich die Treppe fegte. Und es bereitete ihr Freude, ihre Tochter so glücklich zu sehen. Erst rückblickend sollte ihr klar werden, dass die Teilnahme an der Parade von Bodenstown sie gewissermaßen vorbereitet hatte auf diese erste Begegnung mit Francis Hagarty.

Turk führte ihn durch die Küche ins Haus.

Fran Hagarty war zu stolz, um ihnen zu erlauben, ihn zu tragen. Er stützte sich beim Gehen schwer auf Turk, hielt die andere Hand zwischen die Beine geklemmt und drückte die Knie zusammen wie ein Komiker in einem Sketch

drüben im Tivoli. Er hinterließ auf dem Weg durch den Flur bis zum Wohnzimmer eine Spur von Blut, das auf den Linoleumboden tropfte wie die Fährte eines waidwunden Tieres. Maeve folgte ihm und wischte die Tropfen nach und nach mit einer zerknüllten Seite Zeitungspapier auf. Als Mr. Hagarty sich schließlich in den Lehnssessel am Kamin fallen ließ, schob sie ihm vorausschauend einen Stapel Zeitungen unter die Füße, um den guten Teppich vor Flecken zu bewahren.

Turk betrachtete den Verletzten einen Augenblick stirnrunzelnd und kehrte dann zurück auf den Flur, wo Charlie rastlos auf und ab tigerte.

»Wo ist denn Gowry?«, hörte Sylvie Charlie fragen. »Wo steckt mein Bruder, der Spießer?«

»Dad ist mit dem Bus unterwegs«, entgegnete Maeve. »Er fährt Ausflügler raus zu den Seen. Er wird nicht vor neun zurück sein.«

»Gott sei Dank«, seufzte Charlie und ging.

Das Wohnzimmer befand sich auf der Vorderseite des Hauses. Die Vorhänge waren zugezogen, damit die Sonne die Bezüge der Polstermöbel nicht ausbleichte. Im Zimmer war es düster, friedlich und still. Ein Tisch, vier Stühle und zwei schwere Lehnssessel rechts und links der Feuerstelle spiegelten sich in dem ovalen Spiegel über dem Kaminsims.

Sylvie kniete sich vor den Fremden. »Wo genau sind Sie verletzt, Sir?«

»Nenn mich nicht ›Sir‹«, antwortete er leise. »Mein Name ist Fran Hagarty.«

»Was Sie nicht sagen. Nun, Mr. Hagarty, zeigen Sie mir Ihre Hand.«

»Das *ist* meine Hand«, erwiderte er. »Oder zumindest das, was davon noch übrig ist.«

Er zog die Faust zwischen den Knien hervor und hielt sie ihr hin. Blut tropfte reichlich auf die Zeitungen. Er verschwendete keinen Blick darauf, sondern starrte

stattdessen auf Sylvies Kopf mit den wilden seidigen Locken.

»Sind die Finger noch dran?«, fragte er durch zusammengebissene Zähne.

Sie berührte vorsichtig die verletzte Hand. »Ist das die einzige Verletzung?«

»Ist eine denn nicht genug? Ich habe denen diese Hand in Freundschaft gereicht oder zumindest in friedlicher Absicht. ›Lasst mich mit eurem kommandierenden Offizier sprechen‹, habe ich gesagt ... und da haben sie auch schon geschossen. Wie viele Finger sind noch da?«

»Alle«, stellte Sylvie nüchtern fest.

»Und der Daumen?«

»Der auch.«

Er holte tief Luft und atmete langsam wieder aus. »Also ist es nicht weiter schlimm?«

»Nein, es ist nicht weiter schlimm. Ich werde die Wunde säubern, dann können Sie die Hand selbst begutachten. Um die Ecke wohnt ein Mann, der einen ganzen Vorrat an Nähnadeln besitzt. Er verarztet auch die Hafenarbeiter, wenn sich einer verletzt.«

»Zum Teufel mit den Nadeln!«, knurrte Fran Hagarty. »Ich könnte allerdings etwas zu trinken brauchen.«

»Tee?«

»Whisky. Möglichst kräftig und einen ordentlichen Schluck, bitte.«

Die Kugel hatte den Handteller unterhalb des Daumens durchschlagen, aber Sylvie bezweifelte, dass etwas gebrochen war. Sie fühlte, wie sein Blut in ihre Hand lief, und es widerstrebte ihr, ihn jetzt schon loszulassen.

Sie wandte den Kopf und rief: »Maeve, bring dem Gentleman ein Glas Whisky aus der Bar. Und dazu Wasser vom ...«

»Kein Wasser«, fiel Fran Hagarty ihr ins Wort.

»Bring mir noch heißes Wasser aus dem Teekessel, eine saubere Schüssel, Enziantinktur aus dem Schrank, ein

Stück Zwirn und die Schere aus meinem Nähkästchen. Maeve?«

»Ich habe alles verstanden, Mam«, rief Maeve. »Ich bin schon unterwegs.«

»Ah, ein braves Mädchen haben Sie da«, lobte Fran Hagarty. »So folgsam.«

»Nur, wenn ihr der Sinn danach steht.«

»Haben Sie noch mehr Kinder?«

»Nur Maeve.«

Francis Hagarty beugte sich vor und betrachtete die Wunde. Er war älter als sie, vielleicht vierzig. Er strahlte die gleiche Art von Schäbigkeit aus wie viele der Handelsreisenden, die sich im »Shamrock« einquartierten, jedoch nicht deren Unterwürfigkeit. Sein Gesicht wirkte leicht aufgedunsen, und das ergraute Haar hätte einen Schnitt nötig gehabt. In seinen traurigen braunen Augen spiegelte sich Resignation, jedoch kein Selbstmitleid.

Draußen auf dem Flur polterte es, und gleich darauf hörten sie Turk fluchen und das nervöse Lachen ihres Schwiegervaters.

»Wie viele Zimmer haben Sie?«, fragte Fran Hagarty.

»Zehn Fremdenzimmer.«

»Wie viele sind belegt?«

»Fünf. Brauchen Sie eine Unterkunft? Wir berechnen einen Schilling und einen Sixpence pro Nacht und Bett einschließlich Frühstück mit Fleisch.«

»Sie sind Schottin, habe ich recht?«

»Das stimmt. Aus Glasgow.«

»Ich habe schon gehört, dass Daniel Verwandte in Glasgow hat.«

»Ich bin nur durch Heirat mit den McCullochs verwandt.« Sie war versucht, die ganze Geschichte auszulaudern, ihm zu erzählen, dass sie früher Forbes McCullochs Geliebte gewesen war, der sie jedoch schwanger hatte sitzen lassen, und nur Gowrys Herzensgüte sie davor bewahrt hatte, vor die Hunde zu

gehen. Für eine so frische Bekanntschaft wie die ihre wäre das alles jedoch zu persönlich gewesen; im Übrigen bezweifelte sie, dass Mr. Hagarty von ihrem Schicksal sonderlich beeindruckt gewesen wäre.

»Nur ein Kind?«, wollte Fran wissen. »Was sagt denn der Priester dazu?«

»Das geht den Priester gar nichts an«, entgegnete Sylvie knapp. »Wir sind nicht katholisch. Aber das wussten Sie sicher schon, Mr. Hagarty.«

»Ja, stimmt. Ich hatte es vergessen.«

»Was machen die da draußen?«

»Sie verstecken die Beute.«

»Beute?«

»Waffen.«

»Grundgütiger!« Sylvie stieß seine Hand fort. »Sie können nicht einfach Waffen in meinem Haus verstecken. Mein Mann bekommt einen Anfall, wenn er davon erfährt.«

»Haben Sie denn nicht noch mehrere leer stehende Zimmer?«

»Darum geht es nicht.«

Sylvie fuhr herum, als Maeve mit einem der schweren hölzernen Küchentabletts hereinkam. Sie war groß für ihr Alter, richtig schlaksig, ganz anders als ihre zierliche, püppchenhafte Mutter. Sie hatte Sylvies Locken geerbt, wenngleich diese nicht blond waren, sondern von einem satten Kastanienbraun. Sie hatte wache Augen und schien alles um sich herum wahrzunehmen. Maeve wirkte reifer und selbstsicherer als für Kinder ihres Alters üblich, eine Eigenschaft, die Sylvie gut kannte und die ihr Unbehagen bereitete.

»Whisky in einem sauberen Glas«, verkündete das Mädchen. »Dazu Enziantinktur, Scharpie und heißes Wasser.«

»Danke, Schatz«, entgegnete Sylvie eine Spur freundlicher, als wenn Mr. Hagarty nicht da gewesen wäre. »Stell das Tablett bitte auf den Tisch.«

Das Mädchen setzte das schwere Tablett vorsichtig ab, drehte sich dann um und starrte den Mann im Lehnstuhl ungeniert an. »Sie sind der Zeitungsritze. Ich habe schon von Ihnen gehört.«

»Aha. Hast du denn auch schon etwas von mir gelesen?«

»Nur das, was im *Scissors & Paste* stand.«

»Wo für gewöhnlich bei Zitaten herzlich wenig auf den ursprünglichen Kontext geachtet wird.« Er schien dankbar zu sein, einen Fan gefunden zu haben, auch wenn der noch so jung war wie Maeve. »In deiner Schule stehe ich sicher nicht als Pflichtlektüre auf dem Lehrplan, oder?«

»O doch. Mr. Whiteside liest der Klasse oft aus dem *Scissors* vor. Er findet Sie komisch.«

»Findest du mich auch komisch?«

»Die meiste Zeit verstehe ich, ehrlich gesagt, gar nicht, worum es überhaupt geht.«

»Häresie«, meinte Fran. »Die reine Häresie.«

»Was heißt das?«, wollte Maeve wissen.

»Das heißt, dass es für dich jetzt höchste Zeit ist zu verschwinden, junge Dame«, erklärte Sylvie streng.

Sie stand auf, ging zum Tisch und brachte dem Mann im Lehnstuhl das Whiskyglas. Er nahm es mit der gesunden Hand entgegen, trank einen kräftigen Schluck und blies die Wangen auf. Er schaute Maeve an, zwinkerte ihr zu, straffte dann die Schultern und hob das Kinn. So aufrecht und mit einem Lächeln auf dem Gesicht wirkte er völlig verändert, und Sylvie sagte sich, dass er noch vor nicht allzu langer Zeit ein recht gut aussehender Mann gewesen sein musste.

»Sag deinem Großvater und Charlie, sie sollen sofort aufhören, was auch immer sie gerade tun. Ich lasse nicht zu, dass sie mein Haus in ein Waffenlager verwandeln.«

»Waffen sind das also. Das dachte ich mir schon«, entgegnete das kleine Mädchen.

»Mauser«, ergänzte Fran.

»Wo haben Sie denn deutsche Waffen her?«, fragte Sylvie überrascht.

Fran leerte das Glas und hielt es ihr hin.

»Hol die Flasche«, wies Sylvie ihre Tochter an, und als das Mädchen hinausgegangen war, erkundigte sie sich: »Ist das der Krieg, von dem so lange schon die Rede ist? Ist das der eigentliche Anfang?«

»Ich wünschte, es wäre so. Nein, es ist noch nicht der eigentliche Aufstand, aber es wird der Regierung zu denken geben.«

»Ist Waffenbesitz denn nicht illegal?«

»O doch, natürlich, doch niemand schert sich um die Umsetzung dieses Paragraphen. Nach dem heutigen Scharmützel auf den Kais dürfte sich das allerdings ändern.«

»Sind Sie dort angeschossen worden?« Sylvie trug das Tablett zum Kamin und stellte es zu Fran Hagartys Füßen auf den Teppich. Sie kniete sich wieder hin und trug eine lilafarbene Flüssigkeit auf seine Hand auf, die in der Wunde brannte. Aber er beklagte sich nicht, sondern holte nur zischend Luft und genehmigte sich noch einen Schluck, während er zusah, wie sie seinen Handballen verarztete.

»Auf dem Bachelor's Walk«, antwortete er durch zusammengebissene Zähne. »Bis dahin lief eigentlich alles wunderbar glatt. Für die Zuschauer auf den Rängen war es nur ein weiterer sonntäglicher Marsch raus nach Howth. Nur eine Handvoll Offiziere waren eingeweiht.«

»Und was genau ist passiert?«, wollte Sylvie wissen.

Es war ein eigentümliches Gefühl, im eigenen Wohnzimmer vor einem Fremden zu knien und seine Hand zu versorgen. Das Blut fing an zu gerinnen, und die Wunde schloss sich langsam. Sie schnitt mit der Schere ein Stück Scharpie ab und, um ganz sicherzugehen, gleich noch ein zweites. Sie befestigte beide Streifen mithilfe sauberer Leinenbandagen um Daumen und Handgelenk, während er weiter erzählte und seinen Bericht nur hin und wieder

unterbrach, um an seinem Glas zu nippen. Ihre Bemühungen um seine verletzte Hand ignorierte er hierbei völlig.

»Fünfzehnhundert Mauser, erworben mit amerikanischem Geld und mit dem Schiff rübergebracht. Was für ein Jubel war das, als die Jungs gesehen haben, was der Kahn geladen hatte! Nur das entschlossene Durchgreifen der Offiziere hat verhindert, dass die Jungs in ihrem Übereifer alles verderben.«

»Und was haben Sie dort gemacht?«

»Ich war als Beobachter dort.«

»Als Beobachter? Zusammen mit meinem Schwiegervater, Turk und Charlie?«

»Daniel hatte Wind davon bekommen, dass irgendwas Großes laufen sollte, und da hat er mir angeboten, mich im Wagen mitzunehmen.«

»Ich glaube Ihnen kein Wort«, entgegnete Sylvie.

»Ach, nein?«

»Ich denke, es war genau andersherum. Ich denke, Sie haben die anderen dorthin mitgenommen.«

»Nun, möglicherweise haben Sie recht, Mrs. McCulloch.«

»Sylvie.«

»Sylvie ... möglicherweise haben Sie recht.« Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Erst an der Einmündung der Dublin Road sind wir auf Soldaten mit aufgesteckten Bajonetten gestoßen.«

»Sind Sie mitmarschiert, Mr. Hagarty?«

»Zu Fuß gehen ist nicht mein Ding. Ich bin im Wagen hinter der Menge hergefahren. Als wir auf die Bajonette trafen, gab es einiges Gerangel, aber geschossen wurde nicht, und viele der Männer konnten mit den Waffen entkommen. Wir haben Charlies Freund aufgelesen und an die dreißig Waffen zur Aufbewahrung an uns genommen. Dann sind wir auf und davon, zurück in die Stadt ... und da hat es mich dann erwischt.«

»Auf dem Bachelor's Walk?«

»Es war viel los dort«, berichtete Fran Hagarty. »Vor allem Frauen und Kinder. Sie haben die Soldaten auf ihrem Marsch zurück in die Kaserne beschimpft, mehr nicht. Plötzlich wurde Befehl gegeben, das Feuer auf die Menge zu eröffnen. Ich war gerade aus dem Auto ausgestiegen, um mich nach einer Durchfahrtsmöglichkeit umzusehen. Ich befand mich am äußeren Rand der Menge und nicht mittendrin. Ich hatte eben die Hand gehoben, um meine friedlichen Absichten kundzutun, als die Soldaten losballerten.«

»Wie viele Tote hat es gegeben?«

»Ich war nicht mehr in der Lage, sie zu zählen. Ich habe mehrere, sogar viele, fallen sehen, bevor Charlie mich in den Wagen gezerrt hat und losgefahren ist.«

»Warum sind Sie hierhergekommen, Mr. Hagarty?«, fragte Maeve.

Sylvie und Fran schauten beide zur Tür. Sie waren so vertieft gewesen in Frans Bericht und so beschäftigt miteinander – Sylvies Unterarm ruhte auf Frans Knie, während er ihr eine Hand auf die Schulter gelegt hatte –, dass sie das kleine Mädchen auf der Schwelle gar nicht bemerkt hatten.

»Wir dachten, man würde uns verfolgen«, erklärte Fran.

»Hätten Sie denn nicht nach Towers zurückfahren können, zu meinem Großvater, und die Beute dort verstecken?«, hakte Maeve nach.

»Das ist eine berechtigte Frage, junge Dame. Ich werde dir auch verraten, warum wir das nicht getan haben. Wir konnten die Waffen nicht in Towers verstecken, weil die Polizei bald alle bekannten Geheimdepots durchsuchen wird, und dazu gehört auch die Brauerei.«

»Was ist das, ein Däpoh?«

»Frag nicht so viel«, schalt Sylvie. »Was treibt Charlie jetzt? Warum ist es plötzlich so still?«

»Sie sind in der Kneipe, trinken etwas und warten auf Mr. Hagarty.«

»Was haben sie mit ... der Beute gemacht?«, fragte Sylvie.

»Ich denke, sie haben sie oben gelassen.«

»Nun, in der Sache ist das letzte Wort noch nicht gesprochen«, meinte Sylvie und schob Frans Hand von ihrer Schulter.

Sie trug ein einfaches Baumwollkleid mit einer schmutzigen Schürze und sah aus wie eine gewöhnliche Magd. Sylvie wünschte, sie wäre vorgewarnt gewesen, dass eine so bedeutende Persönlichkeit wie Francis Hagarty im »Shamrock« einkehren würde. Dann hätte sie eins ihrer hübschen Kleider aus dem Koffer auf dem Dachboden geholt und angezogen und dazu Lippenstift und Rouge aufgetragen, obwohl Gowry fand, dass sie damit aussah wie ein Flittchen. Es war Jahre her, dass sie sich für einen Mann hübsch gemacht hatte. Sie war Gowry treu gewesen, seit sie irischen Boden betreten hatte. Zum einen war sie damals hochschwanger gewesen und zum anderen unendlich dankbar für die standesamtliche Trauung, die Gowry in aller Eile arrangiert hatte, damit Maeve bei der Geburt einen Namen und einen Vater hatte.

Jetzt schmerzte es sie jedoch, dass sie auf Mr. Francis Hagarty offenbar keinen oder zumindest keinen großen Eindruck gemacht hatte. Sie stand auf. Er erhob sich ebenfalls, wobei er die bandagierte Hand schützend über das Whiskyglas hielt. Für Sylvie sah es so aus, als hätte er sich weitgehend erholt. Zwar sprühte er nicht gerade vor Vitalität, sondern wirkte vielmehr etwas träge, doch sie vermutete, dass das einfach seinem Naturell entsprach. Er sah sie nicht einmal an, sondern hatte den Blick auf Maeve gerichtet, die mit vor Konzentration gerunzelter Stirn in der Türöffnung stand.

Sie rechnete fast damit, dass das Mädchen mit dem erwachsenen Mann flirtete, aber obgleich Maeve alles in

allem sehr frühreif war, war sie dafür wohl doch noch zu jung.

»»Depot« kommt aus dem Französischen. Es bedeutet so viel wie »Lager«. In unserem Fall steht es eher für »Versteck«.

»Depot«, wiederholte Maeve leise. »Depot.«

»So, junge Dame, jetzt weißt du Bescheid. Du hast heute etwas Neues gelernt, also ist der heutige Tag nicht vergeudet.«

Hierauf schnappte er sich die Whiskyflasche und schlenderte rüber zu den anderen Rebellen in die Hotelbar.

2

Uniformen hatten Gowry schon immer gut gestanden. In Glasgow hatte er die Familie Franklin chauffiert und einen Ledermantel, eine gesteppte Haube und bis zu den Ellbogen reichende Handschuhe getragen, immer wenn er sie im Auftrag seines Bruders Forbes besucht hatte. Damals war sie allerdings noch so dumm gewesen, so verliebt in Forbes, dass sie Gowry gar nicht richtig wahrgenommen hatte. Jetzt sah er in der blau-schwarzen Uniformjacke mit dem hohen Kragen und der mit einer Tresse geschmückten Schirmmütze der *Flanagan's Motoring Company* so militärisch aus, dass Kinder und Jugendliche, die zu dumm waren, einen Busfahrer von einem britischen Offizier zu unterscheiden, ihn gelegentlich beschimpften und anspuckten.

Hin und wieder durfte Gowry auch bei Hochzeiten oder Beerdigungen eine der schicken Limousinen von Flanagan's fahren, aber für gewöhnlich kutschte er Busse voll mit betrunkenen Fußballfans oder auch streng dreinblickende – aber nicht immer nüchternere – Vertreter des Komitees zu Versammlungen und Umzügen in irgendwelchen abgelegenen Ortschaften.

Im Sommer sammelte er Reisegruppen vor den großen Hotels ein, steife englische Ladys, sentimentale Amerikaner und sogar recht viele gut situierte Italiener, die ausgesprochen großzügige Trinkgelder gaben. Tatsächlich war der einheimische Adel auch nicht knickeriger und dazu bei Weitem nicht so herablassend: Ein Bus voller

Gentlemen, die dem Brandy zugesprochen hatten und sich auf dem Weg zum Pferderennen befanden, war bares Geld wert.

Tagungen und Rennen bedeuteten für Gowry regelmäßig, dass er auswärts übernachten musste, und in der Hochsaison war er auch schon mal fast eine ganze Woche unterwegs, wobei sein Vater und seine Kumpel seine Abwesenheit nutzten, um in der Bar des »Shamrock« die Puppen tanzen zu lassen.

Maeve behielt für sich, was in Abwesenheit ihres Vaters vor sich ging, aber sie hatte seinen Terminkalender im Kopf, so wie die Tochter eines Fischers sich mit den Gezeiten auskannte, und warnte ihren Großvater und Onkel jedes Mal rechtzeitig vor Gowrys Rückkehr. Sie fand nichts dabei, ihre Loyalitäten zwischen den Parteien aufzuteilen, da in der Sperryhead School Nationalismus quasi zum Lehrstoff gehörte und ihr Lehrer, Mr. Whiteside, ständig die Vorzüge der Unabhängigkeit predigte. Sie half Jansis, die Aschenbecher auszuleeren und den Boden zu wischen, nachdem die Männer gegangen waren, und sie polierte die klebrigen Fingerabdrücke vom Tresen und dem Klavierdeckel.

Turk spielte regelmäßig auf dem Klavier in der Bar. Turk Trotter mit seinem südländischen Aussehen und den langen Wurstfingern vermochte dem alten Instrument ebenso mitreißende wie traurige Melodien zu entlocken, und nach einem Dutzend heller Biere sang er sogar dazu, mit einer Stimme, die, wie Maeve fand, genauso himmlisch klang wie die Harfe von Erin.

Als Daddy, keine zehn Minuten nach seiner Rückkehr von den Seen und noch in Uniform, rief: »Was zum Teufel ist das?«, fiel Maeve keine passende Antwort ein. Er hatte eine Patrone zwischen Daumen und Zeigefinger eingeklemmt und hielt ihr diese vor die Nase wie ein Verehrer eine Rose. »Sag die Wahrheit! War Trotter wieder hier? Oder Charlie? Und wen hatten sie diesmal dabei?«

»Ich ... ich weiß nicht.«

Gowry beugte den Oberkörper vor. Er hatte ein längliches Gesicht und tiefe Falten zwischen Nasenflügeln und Mundwinkeln. Als er in Dublin auf der Werft gearbeitet hatte, hatte er sich einen kleinen Schnauzer wachsen lassen, und der schmale Oberlippenbart hatte Maeve gefallen, aber er hatte den Job bald wieder verloren, und seitdem war er wieder glatt rasiert. Auch an diesem Abend musste er sich irgendwo rasiert haben, da sie noch den flüchtigen Geruch der Rasierseife riechen konnte und einen winzigen Klecks getrockneten Schaums hinter einem Ohr entdeckte.

»Weißt du, was das ist, Maeve?«

»Nö.«

»Lüg mich nicht an.«

»Eine Kugel.«

»Eine Patrone, und zwar eine intakte. Wo ist die her?«

»K-k-keine Ahnung.«

»Dreh den Wasserhahn zu, Mädchen«, ermahnte ihr Vater sie streng. »Tränen beeindruckten mich nicht im Geringsten.« Er hielt immer noch die Patrone mit der Spitze nach oben in die Höhe und legte Maeve eine Hand auf die Schulter, um sie am Fortlaufen zu hindern. »Hast du gehört, was drüben bei den Kais passiert ist?«

»Nö.«

»Hat Mr. Dolan nichts erwähnt? Oder Mr. Pettu?«

»Ich hab keinen von beiden gesehen«, stammelte Maeve.

Ihrer Mutter mochte sie älter erscheinen als zehn, aber für ihren Vater war sie immer noch das kleine Mädchen von fünf oder sechs Jahren, voller Vertrauen, unschuldig und liebevoll. Damals wäre sie noch nicht fähig gewesen, ihn anzulügen. Er verfluchte die Einflüsse, die aus ihr ein so abgebrühtes, raffiniertes Biest gemacht hatten.

»Nun, eine arme Frau und zwei Männer sind tot, und in der ganzen Stadt wimmelt es von Regierungsbeamten, die

ganz erpicht darauf sind, der Öffentlichkeit einen Schuldigen zu präsentieren.«

»Es waren die Soldaten. Die Soldaten sind schuld.«

»Dann hast du also doch davon gehört. Wo sind sie?«

»Wer?«

»Die Waffen. Sie sind doch hier, habe ich recht?«

Maeve schürzte die Lippen und kämpfte mit den Tränen. Sie war nicht so schwach, wie ihre Mutter es früher gewesen war. Und sie war stur. Gowry verspürte einen kleinen Funken Stolz im Herzen angesichts ihrer Haltung, auch wenn sich ihre Dickköpfigkeit diesmal gegen ihn selbst richtete. Er war Ire genug, um ihren Mut zu respektieren, aber er wusste, dass die heutigen Ereignisse bei den Kais Gefahr bargen, umso mehr, als es auch in Europa brodelte und auf dem Festland ein Krieg unausweichlich schien.

»Und wenn? Ich sage nicht, dass es so ist, doch was, wenn tatsächlich Waffen hier versteckt wären? Sind wir nicht Märtyrer, unterdrückt von einer fremden Macht, so wie ... so wie Belgien?«

»Was soll das?«, fragte Gowry, immer noch gebückt und eine Hand auf ihrer Schulter. »Wo hast du denn diesen Unsinn her?«

»Das ist kein Unsinn«, protestierte Maeve trotzig. Dann verließ sie der Mut, und sie legte den Kopf in den Nacken. »Mam. Mam-iiii!«

Gowry richtete sich auf, schloss seine Finger fest um die glänzende Patrone, die er unter der untersten Treppenstufe gefunden hatte, und ließ seine Tochter los. Sofort stürzte sie davon, durch die Küche und hinaus auf den Hof. Wie so oft stieg auch jetzt Panik in ihm hoch, die quälende Furcht, ihr könnte etwas zustoßen, etwas, worauf er keinen Einfluss hatte.

Sylvie kam aus dem Wohnzimmer. Heute war kein Gast zum Abendessen erschienen, nicht einmal Mr. Dolan. Gowry fragte sich, was mit Dolan los sein mochte. Er war

ein Maulheld von einem Nationalisten und würde sich niemals aus dem Haus wagen, wenn sich draußen etwas zusammenbraute.

»Was ist denn? Wo ist Maeve?«

»Sie ist rausgelaufen.«

»Ach? Warum denn das?«

»Weil ich ihr das hier gezeigt habe.« Er hielt die Patrone in die Höhe. »Ich habe sie gefragt, wo ihr Großvater die Waffen versteckt hat.«

»Waffen?«

»Jetzt komm du mir nicht auch noch so«, sagte er barsch. »Ich weiß, dass sie Waffen hier versteckt haben. Soll ich alles auseinandernehmen, oder verrätst du mir freiwillig, wo das Zeug ist?« Ohne auf die Antwort zu warten, fuhr er fort: »Mein Vater war heute Nachmittag hier, stimmt's? War Charlie bei ihm?«

»Ich weiß nicht, wovon du ...«

»Sylvie, wach auf!«, fiel er ihr schroff ins Wort. »Wenn die Polypen geschmuggelte Waffen unter unserem Dach finden, machen sie das Hotel dicht und schleifen mich zum Castle. Glaubst du ernsthaft, dass mein Vater oder Charlie dann vortreten, um mich zu entlasten? Die nicht! Die überlassen mich, ohne mit der Wimper zu zucken, der Justiz und beklagen nur den Verlust der Waffen. Was haben sie angeschleppt, und wo haben sie es versteckt?«

»Du wirst sie doch nicht den Behörden ausliefern, oder?«

»Das habe ich nicht vor. Ich will nur wissen, was sie hier versteckt haben.«

»Ich werde nicht zulassen, dass du sie auslieferst.«

»Das geht dich nichts an.«

»Das ›Shamrock‹ gehört mir. Du hast gesagt, dass es mir gehört.«

»Es läuft auf deinen Namen, Sylvie, aber bezahlt haben wir es von unserem Geld.«

»Forbes' Geld.«